Das Jüdische Echo

Bayerische Blätter für die jüdischen Angelegenheiten

Erscheinungszeit: Jeden Freitag. Bezug: Durch die Postanstalten oder den Verlag. — Bezugspreis: Viertelj. M. 1.—, Halbj. M. 2.—, Ganzj. M. 4.—, Einzelnummer 10 Pf. — Verlag „des Jüdischen Echos“: München, Herzog Maxstr. 4. — Redaktion: Norbert Weidler, München-Solln, Erikastraße 6.



Nummer 46 **München / 2. Jahrgang** **19. November 1915**

1915	Wochenkalender	(5676) תרעו	
	Nov.	Kislev כסלו	וישלח Gottesdienste:
Samstag	20	13	Morgens Hauptsyn. 8½ Herzog Rud.-Str. 7¾ Sabbath-Ausgang 5.14
Sonntag	21	14	
Montag	22	15	
Dienstag	23	16	
Mittwoch	24	17	
Donnerstag	25	18	
Freitag	26	19	Sabbath-Eing.: Haupt-Synagoge 4.30 Herzog Rud.-Str. 4.15

Inhalt:

Samuel David Luzzatto

Von Meïr ben Elieser.

Wenn die jüdische Presse es sich zur Aufgabe gemacht hat, nicht bloß den Interessen des Tages zu dienen, sondern auch, weiterausholend, von Zeit zu Zeit nach dem großen Woher und Wohin Frage zu tun, so kann sie unmöglich an dem Namen jenes bedeutenden Mannes achtlos vorübergehen, dessen 50jähriger Todestag sich vor einigen Wochen erfüllte: Samuel David Luzzatto (nach den Anfangsbuchstaben auch Schadal genannt).

Die äußere Lebensgeschichte dieses jüdischen Gelehrten ist rasch erzählt. S. D. Luzzatto erblickte im Jahre 1800 als Sohn einer armen, rechtschaffenen Drechslerfamilie in Triest das Licht der Welt. (Die damals in Italien weitverzweigte Familie Luzzatto ist wohl aus Deutschland eingewandert, worauf der Name Luzzatto = Lusatia = Lausitz hinzudeuten scheint.) Schon als Knabe zeigte Luzzatto besondere Vorliebe für das Studium der Bibel und ihrer Kommentatoren. Sein Vater Ezechia wollte ihn ein Handwerk erlernen lassen und ließ sich, als seine Vorstellungen nichts halfen, von seinem Sohn eine schriftliche Bezeugung ausstellen, daß er, der Vater, ihn vergebens dazu geraten habe, irgend ein Handwerk zu erlernen. Samuel David verdiente schon in frühen Jahren durch Privatstunden seinen kärglichen Unterhalt und fand als Lehrer Eingang in die wohlhabenden jüdischen Familien. Als 28-Jähriger hatte er das Glück, an das 1829 feierlich eröffnete Collegium rabbinicum in Padua als Lehrer für biblische Exegese, Grammatik, Geschichte und Religionsphilosophie berufen zu werden. Unter unendlichen Entbehrungen und trotz des schweren Unglücks, das über ihn und seine Kinder kam, hielt er standhaft in seinem Lehrberuf aus und setzte sich über die Widrigkeiten des Lebens immer wieder durch unerschöpflichen Arbeitsmut hinweg. Seine Liebe zur Wissenschaft und zur hebräischen Sprache und Literatur im besonderen ließen ihn die härtesten Schicksalsschläge überwinden (er verlor seine Frau in jungen Jahren, mußte den Tod seines hoffnungsvollen, begabten Sohnes Philoxenus erleben und seine einzige Tochter Mirjam im blühenden Alter von achtzehn Jahren zu Grabe tragen. Dieses selten begabte Mädchen hatte das Hebräische erlernt, um ihrem erblindenden Vater bei seinen wissenschaftlichen Arbeiten behilflich sein zu können. Die drückende Armut im väterlichen Hause hatte ihr das Herz gebrochen). Am Vorabend des Versöhnungstages 1865 schied S. D. Luzzatto, fast völlig erblindet, aus dem Leben.

Schadals Wirken war reich an wissenschaftlichen Früchten. Er konnte mit Recht von sich sagen: „Judaeus sum, Judaici nihil a me alienum puto.“ Er zog alle jüdischen Disziplinen in den Bereich seiner Forschungen. Seine Bereitwilligkeit, den jüdischen Gelehrten bei ihren Studien behilflich zu sein, kannte keine Grenzen, obwohl sie ihm nur Bitterkeit und Enttäuschung brachte. Seine eigenen wissenschaftlichen Werke[1]) sind nicht minder bedeutend für die moderne Wissenschaft des Judentums, wie die vielen Anregungen, und Materialien, die er seinen Freunden S. L. Rapaport, Zunz, Michael Sachs, Moritz Steinschneider und manchen anderen gab. Als Zunz ihm einmal den Vorwurf machte, daß er sein Licht

[1]) Von seinen Hauptwerken sind zu nennen: „Oheb ger“, Kritische Abhandlung über das Targum Onkelos (Wien 1830), nach welchem er seinen Sohn Philoxenus nannte; „Abne sikaron“, eine Sammlung von hebräischen Grabsteininschriften; Diwan des R. Jehuda ha-Levi (Lyck 1864); „Hamischtaddel“ (Wien 1846/7), Auszüge aus seinem Pentateuch-Komentar; diese Arbeit schätzte er so, daß er behauptete: „Wer den Mischtaddel nicht kennt, weiß Schdal-Samuel David Luzzatto nicht zu beurteilen“.

ohne Wahl Gerechten und Ungerechten leuchten lasse, antwortete er: „Sie haben mich ganz richtig beurteilt; wenn heute der Satan in eigener Person zu mir käme und von mir ein Manuskript forderte, das er in der Hölle drucken lassen möchte — ich würde ihm die Hände küssen und alles bereitwillig gewähren. Arbeite ich denn für meinen Vorteil oder für meinen Ehrgeiz?" Luzzatto betätigte sich außer wissenschaftlich auch auf dem Gebiet der hebräischen Lyrik.[2]) Er war zwar kein gottbegnadeter Dichter wie sein Namensvetter Moses Chajim Luzzatto (Ramchal), aber seine hebräischen Gedichte sind sprachlich und rythmisch fein durchgebildet und entbehren auch nicht einer inneren Begeisterung.

Aber mehr als diese äußeren Daten [3]) seines Lebens und Wirkens bedeutet uns die Persönlichkeit S. D. Luzzattos, wie sie sich in seiner Stellung zu den Ideen seiner Zeit zum Ausdruck brachte, und wie sie sich in dem großen Zusammenhang zwischen jüdischem Mittelalter und jüdischer Neuzeit gleichsam als das personifizierte Gewissen des alten, gesunden jüdischen Instinktes gegen die kränklichen assimilatorischen Tendenzen der Mendelssohnepoche und ihrer Folgezeit zu behaupten wußte.

Heute, wo der Kampf um die Bedeutung Mendelssohns noch immer nicht zur Ruhe gekommen ist, wo die Wirksamkeit des Humanitätsphilosophen aus Dessau noch immer eine einseitige und deshalb ungerechte Glorifizierung seitens einer destruktiven jüdischen Weltanschauung findet, haben wir die doppelte Pflicht, Luzzatto, diesen um die jüdische Wissenschaft so hochverdienten und der entscheidenden Frage des zukünftigen Judentums so eindeutig und selbstbewußt gegenüberstehenden Mann seinen zeitgenössischen und unseren heutigen politischen Gegnern gegenüberzustellen.

Luzzatto war, wenn man es mit wenigen Worten präzis zum Ausdruck bringen kann, aus einem natürlichen, angeborenen Gefühl heraus ein entschiedener Gegner aller Almalgamierungs- und Verschmelzungsversuche des Judentums mit anderen Kulturkreisen. Er verstand recht gut, daß diese „Harmonisierungs"-Versuche in ihrem Wesen zwar vielleicht philosophischen und weltanschaulichen Klarheitsbedürfnissen entspringen, in ihrer Wirkung aber eine süße und selbstgefällige Art von Selbstmord bedeuten. Aus dieser seiner Grunderkenntnis flossen alle seine vom Standpunkte philosophischer Universalität vielleicht allzu pointiert erscheinenden, unter dem Gesichtswinkel des wirklichen Lebens aber trefflichen und wahrhaft befreienden Urteile über die bedeutendsten Vertreter jener Harmonisierungslehre: Moses Maimonides, Spinoza und Moses Mendelssohn.

„Ja", ruft Schadal in einem seiner Briefe leidenschaftlich aus, „Maimonides mit seiner ganzen Philosophie gehört zu denen, die uns den größten Schaden zugefügt. Ursprünglich hatten die Weisen ihre Worte wie Stäbe aufgestellt, um die Menge in die Richtung zu leiten, die ihnen nach Zeit und Art für gut und nützlich erschien; Maimonides aber hat sie wie Pfähle unverrückbar in den Boden eingerammt . . . Wäre nicht Abraham ben David gegen Maimonides ins Mittel getreten, so wären vielleicht Mischnah und Talmud längst vergessen und verdorben, und wir und unsere Kinder und unsere Kindeskinder wären Sklaven des Maimonides und Aristoteles . . . . Ja, des Aristoteles sage ich, denn in der „Mischneh Torah" findet sich vielerlei, das gar nicht unseren Weisen, sondern dem Aristoteles und seinen arabischen Interpreten entnommen ist..." Und Spinoza nennt Luzzatto einen „unseligen Sophisten", den man am besten der völligen Vergessenheit preisgibt. Am 22. Februar schrieb er an Franz Delitzsch: „Sind Sie ein aufrichtiger Christ? Dann sind Sie mir tausend Mal teuerer als so viele Juden, Anhänger Spinozas, wovon unser Jahrhundert wimmelt." Selbst Moses Mendelssohn, den er hoch verehrte, beschuldigte er der Koketterie mit den Christen. 1855 schreibt er diesbezüglich an M. Mortara in Mantua: „Ich weiß nicht, ob es Eigenliebe oder Liebe zur Nation oder Liebe zum Wahren ist, ich kann mich nicht enthalten, zu beobachten, daß Mendelssohn wohl einen Impuls gegeben, d. h. die germanische Kultur bei den deutschen Israeliten eingeführt hat. Aber wo sind seine umfassenden und systematischen Anschauungen? Ich weiß nicht, ob er jemals eine eigene Idee gehabt hat, er, der Gefolgmann und Nachahmer von Leibnitz und Wolf. Vielleicht hatte er welche in der Ästhetik. Aber in der Wissenschaft vom Judentum? Überhaupt was umfassende und systematische und große und wahre Anschauungen betrifft, so finde ich davon mehr in Schadal als in Rambaman (Mendelssohn). Und ich glaube, daß auch Sie — da niemand mich besser kennt, als Sie — dasselbe finden. Und ich weiß nicht, warum Italien an Preußen eine nicht von der reinen Wahrheit befohlene Huldigung leisten muß." Und wie verwandt an seelischer Stimmung fühlt sich die kleine Schar unserer heutigen jüdischen Volksfreunde, wenn sie das starksinnige, zielbewußte Bekenntnis dieses Mannes liest, das er zwei Jahre später an eben denselben Mortara schreibt. „Er (Mendelssohn) hat eine große Tätigkeit entfaltet, weil er das Jahrhundert mit sich in Übereinstimmung hatte. Ich habe es im Gegensatze zu mir. Ich stehe dem Jahrhunderte, der Welt, dem Universum gegenüber . . . Nichtsdestoweniger, wer weiß, was nach meinem Tode entstehen wird? Wenn das Judentum fortzudauern hat — und es wird gewiß fortdauern —, wo wird es einen Anker finden, wenn nicht in meinen Schriften und in meinen Worten? Findet es ihn vielleicht in Mendelssohn?"

Und noch etwas verbindet uns jungjüdische „Romantiker" insgeheim mit S. D. Luzzatto: er war ein abgesagter Feind des bloßen nüchternen Rationalismus. Er fordert geradezu ein gewisses Maß

[2]) Kinnor naïm (Liebliche Harfe), Wien 1825 und Padua 1879.

[3]) Diese wie die angeführten Zitate sind dem „Gedenkbuch" Samuel David Luzzattos entnommen, das der Verband der Vereine für Jüdische Geschichte und Literatur in Deutschland anläßlich seines hundertsten Geburtstages (22. August 1900) auf Anregung von Dr. S. Bernfeld herausgegeben hat. Das Buch enthält folgende Beiträge: Dr. S. Bernfeld, S. D. Luzzatto, Ein Lebensbild; Dr. M. Brann, Die Familie Luzzatto; Dr. Philipp Bloch, Luzzatto als Religionsphilosoph; A. Berliner, S. D. Luzzattos exegetische Tätigkeit; Prof. Dr. W. Bacher, Zur Charakteristik S. D. Luzzattos. Aus seinem Epistolario; Henriette Hirschberg, Übertragungen von Gedichten Luzzattos.

von Illusionsfähigkeit. „Der Glaube", sagt Luzzatto, „welchen die mosaische Religion fordert, ist nichts anders, als sich vernünftigerweise zufriedengeben mit den Beweisen der moralischen (d. h. subjektiven) Gewißheit, von denen wir uns in allen Angelegenheiten des Lebens leiten lassen. Denn es wartet wahrlich kein Mensch bei einer Entscheidung über sich oder seine Angelegenheiten, in welcher Lage er sich immerhin auch befinde, bis er eine mathematische (d. h. apodiktische) Gewißheit erlangt hat, bevor er sich zum Handeln entschließt, vielmehr nehmen auch die vorsichtigsten Menschen und die intelligentesten Klügler sich zur festen Norm für ihre Führung und ihre wichtigsten Handlungen die moralische Gewißheit, durch welche die vorsorgliche Natur, ohne Syllogismen und Analogien vermittels des gesunden Menschenverstandes und der Zustimmung oder des Widerspruches des inneren Gefühls, uns belehrt." „Das ist ja das ganze Fundament meiner Anschauung", sagt er ein anders Mal, „daß die Religion bei Gott nicht wegen ihrer Wahrheit, sondern wegen ihres Einflusses auf die Veredelung des Charakters beliebt ist .... Auch wäre der Bestand der Gesellschaft und das menschliche Glück bei der Erkenntnis der Wahrheit gar nicht denkbar, es bedarf dazu der Illusion, wie ja auch die Natur in vielen Dingen sich der Illusion bedient."

Wie sehr Luzzatto über seiner Zeit stand, zeigen die Worte, die er sich nicht scheute, Abraham Geiger, mit dem er eine Zeit lang in freundschaftlicher Korrespondenz stand, schrieb: „Wenn die politischen Ereignisse Sie belehrt haben werden, wie eitel die Weisheit des Jahrhunderts ist und Sie nicht mehr an die Emanzipation der Küche denken, dann werden Sie mein Freund werden."

Luzzatto wußte, was er seiner Zeit und der Zukunft der jüdischen Entwicklung bedeutet, und dementsprechend durfte er auch am Ende seines Lebens gewissermaßen als das Gesamturteil über sein Wirken sagen, daß „in einem Jahrhundert der Falschheit, der Politik, der Doppelzüngigkeit bei allen und selbst bei Dienern der Religion", sein Beispiel der Offenherzigkeit, des freien Denkens und zugleich der religiösen Überzeugungen von großer Nützlichkeit gewesen sei.

Die historische Entwicklung hat Luzzatto recht gegeben. Die Amalgamierungs- und Assimilationsversuche haben schon heute ihren destruktiven Charakter deutlich gezeigt. Die Zukunft des Judentums liegt auf der Bahn, die uns der unabhängige Geist dieses Dichter-Gelehrten wies.

Jüdisches Gemeindewesen in Rußland

Von L. A., München.

(Schluß.)

Das doppelte Rabbinerwesen ist eine der vielen anormalen Erscheinungen im russisch-jüdischen Gemeindewesen. Um es abzuschaffen, müßte man über Rabbineramtskandidaten verfügen, welche gleichzeitig in jüdisch-religiösem, wie in allgemeinem Sinne gebildet sind. Aus dem, was wir über die Lehrstätten des Talmuds, die Jeschibos, wissen, ist leicht zu begreifen, daß sie durchaus nicht befähigt sind, die jungen Leute so auszubilden, daß sie gleichzeitig in „Toroh und Haskoloh" hoch stehen. Versuche wurden in dieser Richtung gemacht: ich erwähne nur die Gründung einer modernen Jeschiboh durch den kürzlich verstorbenen Rabbiner Reines-Lida, sowie die Kurse für jüdische Wissenschaften in Odessa (Rabbiner Tschernowitz) und Petersburg; einen durchschlagenden Erfolg haben aber alle diese Versuche nicht gehabt. Ein Erfolg ist auch nicht zu erzielen, solange nicht gründlich das ganze Gemeindewesen geändert wird. Muß das ganze Haus mit seinem Fundament umgebaut werden, so ist mit der Verbesserung des einzelnen Ziegels nicht gedient. Soll eine Frage gelöst werden, so werden mehrere andere Fragen aufgerollt, die mit dieser in Zusammenhang stehen und ihrer gleichzeitigen Lösung harren. Mit der Rabbinerfrage in engem Zusammenhang steht die jüdische Lehrerfrage. Die Zöglinge des Lehrerinstituts in Wilna werden nur in allgemeinen Wissenschaften ausgebildet, ihre jüdischen Kenntnisse sind in der Regel äußerst gering. Freilich, in den Volksschulen für Juden gibt es für jüdische Lehrgegenstände überhaupt keinen Platz, die Lehrer in diesen Schulen dürfen also in dieser Beziehung unwissend sein. Nun gibt es aber sehr wenig passende Lehrer für die Talmud-Toros, welche von der armen Bevölkerung besucht werden und wo auch der jüdische Unterricht seinen Platz hat. Versuche, und scheinbar mit befriedigendem Anfangserfolg, wurden auch in dieser Richtung gemacht — die von der jüdischen Bildungs-Gesellschaft gegründeten Kurse für Volkslehrer in Grodno. Also wieder das verfehlte System: ein doppeltes Schulwesen! Und, besonders hinsichtlich der jüdischen Ausbildung, so wenig befriedigend, daß die große Mehrheit des Volkes gezwungen ist, die Kinder in die altmodischen Chadorim zu schicken. Von einer befriedigenden Erziehung kann somit keine Rede sein.

* * *

Ähnlich und noch schlechter gestalten sich die Verhältnisse auch auf allen anderen Gebieten des jüdischen Gemeindewesens. Um Abhilfe zu schaffen, genügen nicht Palliativmittel, es muß vielmehr eine Gemeinde als öffentlich-rechtliches Institut mit dem Recht der Selbstbesteuerung geschaffen werden. Das ist die einzige Lösung und hierin sind sich alle einig. Bis dahin werden aber die traurigsten Verhältnisse herrschen.

Wir haben gesehen, daß die „Korobka" die alma mater der jüdischen Anstalten ist. Es darf also nicht überraschen, wenn man erfährt, daß diese Einrichtungen blutarm sind .... Sind schon die legalsten Einrichtungen so kärglich von der „Korobka" versorgt, daß sie kaum existieren können, so ist es noch trauriger für jene Einrichtungen, die überhaupt keine Zuschüsse bekommen. Die Kranken-, Armen- und Waisenhäuser erhalten im besten Fall so geringfügige Unterstützungen, daß sie in der Hauptsache auf freiwillige Spenden angewiesen sind. Die Synagogen sind auch nur auf die Spenden ihrer Mitglieder angewiesen; hie und da hört man von „Zuschüssen", die nicht erwähnenswert sind. Sogar die „Chewroh-Kadischoh" ist in der Regel als private Verbindung zu betrachten, die mit der offiziellen Gemeinde nicht in Berührung kommt!

Nun das innere Vereinsleben! Die Zahl der Chewroh's ist groß, zu groß. Da es sich, wie gesagt, um Gründungen handelt, die auf freiwillige und zufällige Spenden angewiesen und naturgemäß nicht einmal durch irgend ein öffentliches

Organ kontrolliert werden können, so kann jedermann neue Vereine gründen, obwohl schon ähnliche existieren. Es ist nicht selten, in einem verarmten jüdischen Städtchen 2—3 Vereine mit absolut gleichen Aufgaben und Bestrebungen zu treffen, etwa zwei parallel arbeitende und einander bekämpfende Vereine zur Gewährung von Unterstützungen an arme Kranke. Eine schädliche Zersplitterung der Kräfte, aber die Gründer sind zufrieden . . . ., denn jeder von ihnen hat nun einen Gabai (Vorstand) -Titel inne! Bodenlosigkeit, das Fehlen eines Zentrums, welches die einzelnen Vereine speisen und kontrollieren könnte, die vollste Zwanglosigkeit im Aufbau der jüdischen Gemeinde haben eine Desorganisation und einen Partikularismus erzeugt, die ein unüberbrückbares Hindernis für jede normale Entwicklung darstellen.

Wenn oben vom doppelten Rabbinertum die Rede war, so könnte man doch meinen, daß wenigstens auf dem rein geistlichen Gebiet eine Einheitlichkeit herrscht, indem wenigstens ein geistlicher Rabbiner an der Spitze einer religiösen Gemeinde steht. Dem ist nicht immer so! Und in manchem Städtchen, welches nicht einmal einem Rabbiner ein festes Gehalt gewähren kann, begegnet man zwei geistlichen Rabbinern, deren Adepten einander heftig bekämpfen. Die Streitigkeiten auf diesem Gebiet, die sogenannten „Machlokess", sind oft nicht anders denn als Blasphemie zu bezeichnen.

Die zwei Extreme, das anarchische Prinzip und die Autokratie, haben sich merkwürdigerweise gut zusamengelebt in der jüdischen Gemeindepolitik. Denn einerseits fällt es dem Juden schwer, in einem anderen Juden einen Vorgesetzten zu sehen; man läßt sich von dem Nicht-Juden alles gefallen (derzu senen mir doch Juden" . . .), gegenüber einem Juden fühlt man sich berechtigt, Gehorsam zu verweigern; hier gilt es nach dem uralten Muster „mi somcho lerosch?" (wer hat dich zum Vorgesetzten ernannt?) zu fragen. Andererseits verstehen es aber manche unberufene Männer, sich als „Führer" durchzusetzen und in unverantwortlicher Weise, demagogisch zu regieren. Perez hat in einer kleinen „Reb-Ber'l" betitelten Skizze gezeigt, wie Tausende von Menschen einen einfachen, in gewisser Hinsicht sogar unwürdigen Mann vergöttern und sich ihm gerne fügen, obwohl keiner von ihnen ihm etwas Gutes nachrühmen konnte.

Die Frage der Beeinflussung der jüdischen Volksmassen und der geistigen Führerschaft ist eine äußerst wichtige, ihre Bedeutung ragt weit über den Rahmen der Gemeindepolitik hinaus. Ich erwähne nur die Überraschung, welche die Wahlen zur Zweiten Duma brachten, als es sich herausstellte, daß trotz der Volkstümlichkeit der radikalen Ideen bei den Juden die bürgerlichen Elemente, also die Baale-Batim, die sogenannten „Pnei" der Gemeinden, die nicht einmal parteimäßig organisiert waren, es verstanden haben, einen Sieg davon zu tragen. Diese Wahlen haben viel dazu beigetragen, die große Bedeutung der alten und veralteten Institutionen und die Notwendigkeit, sie zu verbessern, neu aufzubauen, klar zu erkennen. Die „Eroberung der Gemeindestube" ist wieder zur Losung geworden. Nun ist es aber praktisch nicht so leicht, einen Modus der Mitarbeit an schlecht organisierten und schlecht funktionierenden Institutionen für junge, schöpferische Kräfte zu finden. Denn das zaristische Regime ist der Hemmschuh aller Entwicklung, alles frischen Lebens, und daß die russische Regierung das größte Interesse hat, auf diesem, wie auf allen Gebieten alles beim alten zu lassen, braucht nicht hervorgehoben zu werden. Ist doch „divide et impera" einer der wichtigsten Grundsätze des russischen Absolutismus! Aber nicht nur passiv, sondern auch aktiv wollte die russische Regierung sich das jüdische Gemeindeunwesen zunutze machen. Namentlich in dem schönen Odessa, wo es überhaupt seit der Ära Tolmatschow nichts Unmögliches gibt, hat man sich bemüht, aus den Vorständen der Synagogen eine den „echt-russischen Leuten" in nichts nachstehende jüdische „Schwarz-Hundert"-Organisation ins Leben zu rufen. Dieser Organisation sollte die Aufgabe zufallen, zusammen mit dem trotz der jüdischen Proteste gewaltsam ernannten „Rabbiner" Awinowitzki die geplagte Odessaer Judenschaft zu regieren und die „Revolution auszurotten". Man sieht, die kommunale Frage der Juden hängt zusammen mit der Frage der Richtlinien der allgemeinen inneren Politik des Staates und kann nur zusammen mit dieser gelöst werden. Palliativ-Versuche, wie der in Wilna vorgenommene Zusammenschluß aller Vereine und Chewroh's in eine Zentralorganisation (Zedokoh Gedoloh), haben wenig Aussicht auf einen wirklichen und dauernden Erfolg.

* * *

Die „Korobka" bildet das Hauptcharakteristikum des ganzen jüdischen Gemeindewesens. Dieses Institut allein genügt, um die ganze Kommunalwirtschaft zu kompromittieren. Denn, was oben über die „Korobka" als Spiegelbild der Rechtlosigkeit der Juden in Rußland, als Ausdruck der nationalen Unterdrückung und Vergewaltigung gesagt worden ist, muß noch durch die Darstellung der „Korobka" als sozialen Unrechts innerhalb der jüdischen Gemeinschaft ergänzt werden. Tragen auch sonst die Beschränkungen der Juden dazu bei, den sozialen Antagonismus innerhalb der Judenschaft zu verschärfen, weil alle Beschränkungen von den auf den unteren Stufen der sozialen Leiter Stehenden viel lästiger empfunden werden als von den höheren Gesellschaftschichten, so hat die „Korobka" es verdient, als Symbol allen Unrechts, als Hort aller Mißhelligkeit angesehen zu werden. Nicht nur, weil durch die durch sie bedingte Fleischteuerung und (weil Einfuhrverbot) Ausschaltung jeder Konkurrenz auf dem Fleischmarkt die Ärmsten eines der wichtigsten Nährmittel beraubt werden, sondern weil die Schwere der Last ganz ungleich verteilt wird. Nicht genug, daß die höheren Kreise des Judentums, weil diese häufig dem Ritus fern stehen, sich an der Fleischsteuer eo ipso nicht beteiligen, ist es noch in den Bestimmungen vorgeschrieben, daß die „Diplomierten", also Ärzte, Juristen usw., von der Steuer rechtlich befreit werden! Und wohin hat diese Bestimmung geführt? Daß es zur Regel geworden ist, daß die erwähnten Kategorien von den Pächtern einen festen jährlichen Betrag als Rückzahlung beziehen, da es ihnen nicht sehr bequem ist, täglich dem Metzger den Nachweis ihrer Steuerfreiheit zu erbringen. Und so haben die Pächter in die Veranschlagung der Unkosten spezielle Summen miteinzusetzen, welche in die Taschen der Reichsten fließen. Das ist aber noch nicht alles. Viele von diesen „Diplomierten" haben es verstanden, 25 Rubel jährlich zu beziehen und ausnahmslos nicht-koscheres Fleisch

zu verbrauchen. Einer dieser noblen „Intellektuellen" wurde in der Stadt Sch. bloß gestellt, als man im Jahre 1906 in einer Volksversammlung der Tatsache, daß dieser schwerreiche Mann von der „Korobka" 25 Rubel jährlich regelmäßig bezog, die andere Tatsache gegenüberstellte, daß der Herr nicht nur kein einziges Pfund jüdischen Fleisches kauft, sondern sich auf seinem Hofe ein förmliches Schlachthäuschen eingerichtet hat.. Freilich konnte dieser Ehrenmann nur erwidern, es stehe ihm nicht an, über Küchenangelegenheiten zu diskutieren! —

Es ist also begreiflich, daß noch lange bevor die Kommunalfrage reif geworden war, die „Korobka"-Frage im Einzelnen eines der aktuellsten Probleme der Gemeinden war. Die „Korobka" war in früheren Jahren der Brennpunkt, welcher die demagogischen Gemeindeführer, diese abscheuliche Gesellschaft organisierte, die „Korobka" hat diesen Rädelsführern auch die geheimnisvolle Kraft zum Regieren verliehen. Von Mendeli-Mocher-Sforim („Die Taxe") und Perez bis in die neuere Zeit hinein wurde diese Einrichtung als der Sumpf der jüdischen Welt getadelt. In den letzten 10 Jahren ist man aber zur Erkenntnis gelangt, daß es sich auf diesem, wie auf allen Gebieten im russischen und jüdischen Leben, ums Ganze handelt und unter diesem Zeichen wird der Kampf gegen das alte Regime geführt.

Welt-Echo

„Jüdische Nachrichten". Zur Informierung der Tageszeitungen über Ereignisse, die die Lage der Juden betreffen, ist eine Nachrichtenstelle in Berlin organisiert worden, die vom 8. November an unter dem Titel „Jüdische Nachrichten" mindestens einmal wöchentlich ihre Mitteilungen an die Presse versenden wird. Ein großer Teil der Informationen bezieht sich auf die Zustände im Osten. Den „Jüdischen Nachrichten" stehen zuverlässige Informationen besonders über die Verhältnisse in Russisch-Polen, Galizien und Rußland zur Verfügung. Auch aus dem türkischen Orient werden verläßliche und die Allgemeinheit interessierende Berichte in Aussicht gestellt.

Die jüdische Sprache in Rußland. Der Bürgermeister von Petersburg, Fürst Obolenski, hat die Juden S. Sokolowski, D. Sokolowski, Rawitsch und Eliassohn wegen Jidischsprechens auf den Straßen der Hauptstadt mit 200 Rubel oder 4 Monaten Gefängnis bestraft.

Jüdische Flüchtlinge in Rußland. Die Moskauer jüdische Gemeinde erhielt aus Dünaburg die Benachrichtigung, daß 25 000 jüdische Flüchtlinge aus dieser Stadt auf dem Wege nach Moskau seien. Das Verbleiben in Moskau wird ihnen nicht gestattet werden, sondern sie werden in die weiter östlich liegenden Gouvernements abgeschoben.

Nichtigkeitserklärung der Wahl eines jüdischen Reichsratsmitgliedes. Wie die „Jüdischen Nachrichten" erfahren, steht die Nichtigkeitserklärung der Wahl des liberalen Politikers Weinstein zum Mitglied des russischen Reichsrats bevor. Die Wahl hatte Aufsehen erregt und war als ein Zeichen der neuen Ära gedeutet worden, weil Weinstein das erste jüdische Mitglied des Reichsrats gewesen wäre. Jetzt soll die Wahl aus eben diesem Grunde annulliert werden.

Pogromliteratur in russischen Lazaretten. Ein Korrespondent der „Jüdischen Nachrichten" berichtet: Laut einer Meldung des „Rjetsch" verbot die russische Regierung die Verbreitung von Pogromliteratur in den Militärlazaretten, „um die Kranken nicht gegeneinander aufzuhetzen". Trotzdem haben nach wie vor die jüdischen Kranken und Verwundeten die schlimmsten Beschimpfungen seitens der Dienerschaft und ihrer „Kameraden" auszustehen. Vermögende Juden kommen um die Erlaubnis nach, sich außerhalb der Militärlazarette behandeln lassen zu dürfen, weil sie die Behandlung seitens der Krankenschwestern nicht mehr ertragen können Die jüdischen Kranken werden von diesen niemals mit ihrem richtigen Namen, sondern mit beleidigenden Spitznamen gerufen

Dementi. Die „Jüdische Korrespondenz" in Wien berichtet in Nr. 10 vom 21. Oktober 1915 über eine Unterredung, betreffend das jüdische Schulwesen, zwischen dem Reichtagsabgeordneten Dr. J. Steinhaus und dem Referenten der Deutschen Zivilverwaltung, Reichtagsabgeordneten Dr. Haas in Warschau. Dr. Haas sollte sich dahin geäußert haben, „daß der Jargon als Unterrichtssprache nur während eines Übergangsstadium Geltung haben solle, d. h. bis die Schulkinder sich die polnische Sprache derart angeeignet hätten, daß sie den ganzen Unterricht im Polnischen genießen könnten . . . Die Entscheidung in dieser Angelegnheit unterliege wohl der deutschen Reichsregierung resp. dem Oberkommando. Dr. Haas habe jedoch versprochen, diesen Standpunkt bei der Regierung aufs wärmste zu befürworten." Dr. Haas ermächtigt darauf hinzuweisen, daß die Behauptungen in der Veröffentlichung, soweit sie ihn betreffen, unrichtig sind. (Wir haben bereits in unserem Leitartikel in Nr. 44 hinter die Mitteilung der „Jüdischen Korrspondenz", die ihre wahren assimilatorischen Absichten verbergen zu wollen scheint, ein Fragezeichen gestellt. D. R.)

Ein österreichischer Generalstabschef über die polnische Judenfrage. In einer Unterredung mit einem Korrespondenten einer Petrikauer Zeitung über das Programm der Verwaltung in den von Österreich besetzten Gebieten Russisch-Polens äußerte sich Gouvernements-Generalstabschef Oberst Hausner auch über die Judenfrage, bezüglich welcher er dem „Czas" vom 12. Okt. zufolge dieses sagte: „In unserem Verhältnis zu den Juden gelten dieselben Grundsätze wie in Österreich. Bekanntlich gibt es in Österreich keine jüdische Nationalität und wir kennen keine jüdische Absonderung. In Wirklichkeit geben wir den Juden volle Gleichberechtigung. Ihre Religion kann keine Ursache sein zur Ausschließung der Juden hinsichtlich der vollen bürgerlichen Gleichberechtigung. Eine jüdische Sprache kennen wir nicht. Der Jargon kann im öffentlichen Leben nicht in Rechnung gezogen werden. Mit Rücksicht auf die hiesigen Verhältnisse belassen wir die besonderen jüdischen Schulen, führen aber dort das Polnische obligat ein. Ebenso werden die jüdischen Matriken in polnischer Sprache geführt". (Wir bezweifeln die Richtigkeit dieser Nachricht. D. R.)

Jüdischer Nationalfonds. Im Monat Oktober hat der Jüdische Nationalfonds 36 070 Mark an Spenden vereinnahmt. Diese Summe verteilt sich auf verschiedene Länder wie folgt: Österreich M. 14 596, Deutschland M. 8 508, Nordamerika M. 7 862, Rumänien M. 1 955, Holland M. 1 025, Rußland M. 509, England M. 464, Schweiz M. 399, Bulgarien M. 342, Schweden M. 233, Italien M. 142 und Frankreich M. 35.

Feuilleton

Das verzauberte Judenstädtchen

Von Hans Goslar, zurzeit im Felde.

Nicht gar so weit von der deutschen Grenze, im südpolnischen Lande, da liegt das Judenstädtchen, von dem ich Euch erzählen will, so wie ich es sah als deutscher Soldat. „Was da schon Rechtes dran sein kann, an einem polnischen Judenneste?“, so werdet Ihr fragen — „üble Gerüche, holperige Straßen, schmutzige Kinder, schreiende Händler“, meint Ihr, das seien seine wesentlichen Bestandteile. Gewiß, auch das werdet Ihr dort finden, aber doch nicht immer. Wenn Euch der Zufall oder das Glück an ganz bestimmten Tagen des Weges daher durch das Judenstädtchen führt, dann werdet Ihr sehen, wie die Lumpen von ihm abfallen, der Schmutz verschwindet, und eine strahlende Helle an seine Stelle tritt: der leuchtende Glanz einer Königin, der Fürstin Sabbath.

Am Alltag, da drückt die Sorge des kümmerlichen täglichen Lebens auf die Gestalten der Juden, daß sie gebückt durch die engen Gäßchen huschen, mit vergrämten Zügen, die Augen umherhuschend nach Brot und Lebenserwerb. Die Frauen laufen barfuß umher und plagen sich in den Zimmern, die Jugend, die der Krieg, der die ratternden Maschinen in den Fabriken lahmgelegt hat, des Erwerbs beraubte, steht müßig in den Gassen, bis irgend ein kleiner Erwerb winkt, dem sie dann nachjagen mit zitternden Knien und angstvollen Augen.

Schon ändert sich das Bild, wenn Soldaten der die Russen siegreich aus den polnischen Gefilden verjagenden Armeen durch die Straßen ziehen. Dann belebt sich das Städtchen mit einem Schlage. Vor der Tür eines jeden der rissigen, baufälligen Häuschen, das kaum ein viertel Dutzend Menschen zu fassen scheint, erscheinen mehrere fünf- bis sechsköpfige Familien, gedrängt und lebhaft gestikulierend. Die Hausväter mit langen dunklen Bärten, hageren Gesichtern, die von Not und Entbehrung reden, traurigen Augen, in denen stets unausgesprochene bange Fragen zu liegen scheinen und mit nervösen, zuckenden Gebärden. Frauen mit scharfgeschnittenen Zügen, Mädchen in blühender Schönheit und kleine Knaben, schon gravitätisch im Kaftan, schwarzen Samtmützchen und hohen Stiefeln, mit ernsten und melancholischen Gesichtern, denen jedes kindliche fehlt und auf denen schon in zarter Jugend die Leiden eines uralten Stammes unverwischbar eingegraben sind. Und jeder von diesen Menschen, deren leibliche Existenz auf dem Zufall, auf dem Nichts aufgebaut ist, ergreift irgend etwas: eine Frucht, ein Brot, ein paar Eier, stürzt schreiend davon, um seine „Ware“ den Soldaten anzubieten und vielleicht ein paar Pfennige zu verdienen, die die Ungewißheit der täglichen Lebensfrage wieder um ein kleines hinausschieben können. — Sind die Soldaten vorüber, dann sinkt das Städtchen in seine Stille zurück. Unbeleuchtet sind abends die Gassen, Plätze und Häuser, und nur hie und da klingt aus den Fenstern noch monotones, näselndes, aber doch eindringlich und innig klingendes Beten.

Wie sieht aber unser Städtchen aus, wenn der Sabbath seinen Einzug hält? Wie mit einem Schlage verschwindet die Dunkelheit. In jeder Stube, gaßauf, gaßab, flammen kleine, dünne Kerchen auf, die behutsam ans Fenster gestellt werden und ihr mildes Licht auf die Gasse ergießen. Das sonst dunkle und traurige Städtchen erstrahlt in weitem, rührend ärmlichem, feierlichem Festesschimmer und eine zauberhaft orientalische Stimmung, wie in einem biblischen Märchen umfängt den, der als Wanderer durch die Gassen schreitet. Aus den Türen eilen in aufrechter Haltung, anzuschauen wie Propheten, die Männer, die sonst gebückt in den Gassen einherschleichen, die Knaben mit strahlend großen Augen an der Hand, in die Bethäuser, aus denen die uralten Sabbathweisen herausschallen, die die zitternde Stimme des alten Vorbeters, begleitet von hohen Knabenstimmen erschallen läßt. Hinter den Fenstern der Häuschen, huschen, geschmückt mit gestickten Hauben und verjüngt durch die Festeserwartung die Frauen, um das schmale Sabbathmal zu bereiten — den Festwein, den sorgsam behüteten, in die trüben, gesprungenen Gläschen zu füllen und alles für den Augenblick zu bereiten, wo der Gatte, sonst ein armer gebückter Schnorrer, heute aber ein kleiner König in seinem Heim, in die Tür tritt, um den Kindern die zerarbeitete, schwielige Hand segnend auf das Haupt zu legen. Und dann sitzen sie in dem kleinen, niedrigen Stübchen, zugleich Schlaf-, Eß- und Arbeitsraum, und verzehren träumerisch und schweigsam das Sabbathmahl.

Und am anderen Morgen: kein Händlergeschrei erschallt, kein Laden öffnet sich dem Wanderer, der eine Wegzehrung erstehen will. Dort am Torgatter, wo die Soldaten hausen, die in dem Städtchen schon seit Wochen eingekehrt sind, und wo sich sonst eine schreiende, warenanpreisende Menge unverdrossen vom Morgen bis zum Eintritt der Dunkelheit drängt, ist keine Seele zu sehen. Dieselben Juden, die gestern noch keinen Weg, keine Mühe gescheut hätten, um ein paar klimpernde Metallstücke einzuheimsen, lehnen heute, gehüllt in reine, seidene Gewänder an den Häusern, mit einem stillen, ein wenig hochmütigen Lächeln auf den herabblickend, der versuchen will, ihre Sabbathruhe mit Fragen nach Geschäften zu durchbrechen. Heut sind sie nicht die flinken Händler, gehorsam jedem Wink und Zuruf, der ein Geschäft verspricht. Heut fühlen sie sich als echte Söhne des alten, stolzen Prophetenvolkes, begnadet mit der göttlichen Offenbarung. Sie verköpern orientalischen Stolz und in ihren nach innen gekehrten Augen liegt noch ein Abglanz des Kerzenschimmers, der gestern ihre kleinen Häuser erwärmt und erhellt hat.

Erscheint der erste Stern am Himmel, dann fällt das Purpurgewand der Königin Sabbath zu Boden. Aus den schmutzigen Häusern kriecht und wimmelt es heraus und erfüllt die Gassen mit Händlergeschrei. Der Zauber ist vorbei und zurück bleibt nur der verborgene Funken, an dem sich — wie seit Jahrtausenden — am nächsten Sabbath die Herzen wieder entzünden.

Zeitungs-Echo

Alfons Paquet gibt in der **„Frankf. Ztg."** vom 17. Oktober, 1. Morgenblatt, eine anziehende Schilderung von Salonik. Die dort ansässigen Juden schildert er in anschaulichen Farben:

Beinahe achtzigtausend spaniolische Juden wohnen in Salonik. Sie machen mehr als die Hälfte der Bewohner aus. Viele sind Lastträger und Bootsleute am Hafen. Die andern haben Geschäfte oder Werkstätten im Gewirr der Stadt, Schreibstuben im Viertel des Großhandels, in der Nähe der Banken und der Zollhalle. Die Gebildeten haben ihre Klubs, ihre politischen und religiösen Vereine, ihre eigenen Zeitungen in hebräisch und französisch. Sie lernen nun griechisch und werden sich wohl nach einer Zeit der Orientierung im neuen Griechenland bemerkbar machen. Ihre ewige bohrende modernistische Unruhe gab in früheren Jahren dem zur Macht gelangten jungtürkischen Komitee seine Impulse. Ältere Frauen dieser Sephardim tragen noch das buntgestickte Käppchen und das weitausgeschnittene Mieder, die Tracht eines verschollenen Zeitalters; die jüngere Generation nimmt sich Wien und Paris zum Vorbild. Der feierliche Gehrock zum roten oder schwarzen Fez aus der Türkenzeit ist unter der neuen Herrschaft fast verschwunden, selbst die Arbeiter im Hafen tragen allmählich den Turban und den Fez nicht mehr. Die eigentlichen Griechen in der Stadt werden wohl bald zwanzigtausend zählen, die Mohammedaner schmelzen dahin, die Kolonien der übrigen europäischen Völker zählen nach hunderten; aber sie sind reich an Schulen, Konsulats- und Bankgebäuden, Warenhäusern in der Hafengegend und Landhäusern vor der Stadt.

An die jüdische Öffentlichkeit!

Durch die kriegerischen Ereignisse im Osten, die Befreiung Galiziens und das sieghafte Vordringen der verbündeten Truppen in Polen, Litauen und Wolynien sind Millionen von Ostjuden, die diese Gebiete in großen Massen bewohnen, Europa näher getreten. Das Interesse der breitesten Öffentlichkeit hat sich infolge dessen dem ostjüdischen Problem zugewendet.

So erfreulich auch diese Tatsache an sich sein mag, muß es doch jedem Kenner der Verhältnisse auffallen, daß neben manch Richtigem und Zutreffendem auch sehr viel Unrichtiges und Entstellendes geboten wird. Oft werden sogar in bester Absicht Vorstellungen über ostjüdisches Wesen und Leben verbreitet, die zu den wirklichen, wirtschaftlichen, kulturellen, religiösen, sozialen und politischen Zuständen in krassem Widerspruche stehen: Wesentliches wird übersehen, Unwesentliches hervorgehoben — von den Fällen nicht zu reden, in denen infolge falscher Information oder gar aus böswilliger Absicht die abenteuerlichsten Dinge erzählt werden.

Daß hiedurch die Ostjuden, die ja gerade jetzt samt ihrer Umgebung vor großen Schicksalswendungen stehen, in ihrem lebenswichtigsten Interesse bedroht werden und mittelbar die gesamte Judenschaft gefährdet wird, liegt auf der Hand. Abhilfe ist dringend nötig. Wir, die Unterzeichneten, sind darum zusammengetreten, um sie zu schaffen. Wort und Schrift wollen wir benützen, um über die Lebenstatsachen des Ostjudentums Klarheit zu verbreiten, eine richtige Wertung der ostjüdischen Probleme anzubahnen und Irrtümern, wo und in wessen Interesse immer sie auftauchen mögen, entgegenzutreten.

Das Bureau, das wir zu diesem Zwecke eröffnen, wird eine ebenso gründliche und systematische, wie vielfältige Arbeit zu bewältigen haben. Es wird sie nur dann leisten können, wenn ihm die weitesten jüdischen Kreise ihre moralische und materielle Unterstützung gewähren. Wir bitten demgemäß um Ratschläge, Anregungen, Mitteilungen, wir bitten um Förderung durch einmalige oder periodische Beitragsleistungen. Die Bedeutung der Sache läßt uns hoffen, daß wir keine Fehlbitte tun.

Das Komitee zur Aufklärung über ostjüdische Fragen:

Dr. Wilhelm Berkelhammer, Dr. Nathan Birnbaum, Dr. J. S. Bloch, Dr. Max Brod, Dr. B. S. Feldmann, Rabb. Dr. Max Grunwald, Red. Meir Henisch, kais. Rat Karl Hirsch, Dr. Hermann Kadisch, Dr. Anselm Kleinmann, Red. B. Locker, S. Meisels, Dr. Karl Pollack, Red. M. N. Racker, Reichratsabgeordneter Heinrich Reizes, Dr. Ignaz Schipper, Rabb. Gedalja Schmelkes, Siegfried Schmitz, Adolf Stand, Dr. W. Stein, Dr. F. Sternberg, Ob.-Ing. Robert Stricker, Löbl Taubes, Reichsratsrev. Rudolf Taussig.

Adresse: Komitee zur Aufklärung über ostjüdische Fragen, Wien, IX., Seegasse 25/15.

Zahlstelle: Bankhaus A. Hecht, Wien, XV., Mariahilferstraße 138.

Liebesgabensendung

der Zionistischen Vereinigung für Deutschland zum Chanukahfest.

Wie im Vorjahre wollen wir auch diesmal unseren Freunden, die an allen Fronten kämpfen, allen, die in Lazaretten liegen, und allen, die noch ausgebildet werden, eine Chanukahfreude bereiten.

Die Zahl der Freunde, die wir zu bedenken haben, ist seit dem vorigen Jahre wesentlich gestiegen, und auch das uns zur Verfügung stehende Adressenmaterial bedürftiger jüdischer Soldaten hat sich ständig vermehrt. Trotzdem hoffen wir durch eifrige Werbearbeit unserer Gesinnungsgenossen, alle zu bedenken.

Unsere Pakete sollen Genußmittel aller Art enthalten. Auf Wollsachen und Gebrauchsgegenstände wird dieses Jahr weniger Wert gelegt.

Da unsere Freunde in allen Briefen den Wunsch danach aussprechen, werden wir ihnen auch diesmal eine Chanukah-Festnummer der „Jüdischen Rundschau" zuschicken, für die uns namhafte jüdische Schriftsteller Beiträge zur Verfügung gestellt haben.

Das Chanukahfest beginnt bereits am 2. Dezember, daher ist große Eile geboten, um die Sendungen rechtzeitig verschicken zu können.

Wir bitten daher alle unsere Freunde, uns Barmittel, Genußmittel aller Art und postfertige Pakete einzuschicken. Jedem Paket soll auch in diesem Jahre eine Karte des Spenders beigefügt werden.

Zuschriften und Geldsendungen sind an die Adresse unseres Herrn Max Wollsteiner, Charlottenburg, Roscherstr. 5, Postscheckkonto Berlin 3847, zu richten. Pakete ausschließlich an die Adresse unseres Bureaus, Berlin W. 15, Sächsische Straße 8.

Zionistische Vereinigung für Deutschland.

Gemeinden- u. Vereins-Echo

(Unsere Leser sind zur Einsendung von Mitteilungen aus Gemeinden und Vereinen und von Personalnachrichten, die in diesen Spalten gerne Aufnahme finden, höflichst eingeladen.)

Personalien.

Den Nobelpreis 1915 für Chemie hat die k. Akademie der Wissenschaften in Stockholm dem k. Geheimrat Prof. Dr. Richard Willstätter in Berlin verliehen und zwar für seine Untersuchungen der Farbstoffe im Pflanzenreich, in erster Linie der Chlorophylle. Über den weltberühmten Gelehrten, einem bewußten Juden, der ab 1. April 1916 an die Universität München übersiedelt, haben wir in Nummer 42 unseres Blattes eingehend berichtet.

Gefallen:

Burgpreppach: Friedrich Ganzmann; Salo Hirschmann.
Edenkoben: Paul Wolff.
Hammelburg: Heinrich Oppenheimer.
St. Ingbert: Eugen August.
Kirchheimbolanden: Dr. Max Goldmann.
München: Vizefeldwebel Fritz Ehrlich.
Nürnberg: Walter Uhlfelder.
Sugenheim (Pfalz): Siegfried Kolb.
Wilhermsdorf: Justin Gottlieb.
Zirndorf: Siegfried Weinstein.

Cham. Der Vorstand der israelitischen Kultusgemeinde, Herr Moritz Stern, vollendete dieser Tage sein 70. Lebensjahr. Mögen dem um die hiesige Gemeinde verdienten Mann noch viele Lebensjahre vergönnt sein.

Frankfurt a. M. Wie uns aus dem Bureau der „Freien Vereinigung für die Interessen des orthodoxen Judentums" mitgeteilt wird, hat das Kriegsministerium die stellvertretenden Generalkommandos unterm 4. November neuerdings verständigt, daß jüdische Mannschaften, die unter Berufung auf die Religionsgesetze einen entsprechenden Antrag stellen, auch während der Dauer der Mobilmachung von der Teilnahme an der gemeinsamen Truppenküche befreit werden können. Die alsdann an die Mannschaften zu zahlende bestimmungsmäßige Geldabfindung beträgt vom 26. September ds. Js. ab für die Verpflegung einschließlich Brot Mk. 1.50 und ohne Brot Mk. 1.35 täglich. Durch diesen neuen Erlaß ist die Verfügung vom 23. August überholt.

München. Am 7. November wurde in der Schillerstraße 40 von Herrn Feiner ein jüdisches Restaurant und Hotel eröffnet. Es ist das erste jüdische Hotel, das in unserer Stadt eingerichtet wurde. Der Besitzer hat auch äußerlich, in der Ausstattung der Räume, den jüdischen Charakter seines Hauses zum Ausdruck gebracht. Es liegen eine Anzahl jüdischer Zeitungen auf, so daß die Gemeindemitglieder Gelegenheit haben, hier die jüdische Presse aller Richtungen zu lesen. Separatzimmer eignen sich zur Abhaltung von Sitzungen, Konferenzen, Versammlungen, ebenso besondere Räume für Verlobungen, Hochzeiten- Familien- und Vereinsfestlichkeiten.

Anzeigen-Echo

(In dieser Abteilung finden Voranzeigen der Vereine auch ausserhalb Münchens kostenlose Aufnahme.)

München. Jüdischer Wanderbund „Blau-Weiß". Mädchen: Sonntag, 21. November 1. und 2. Zug: Treffpunkt 8 Uhr Ostbahnh. Perlacher Forst. Kosten 35 Pfg. Else Glaser. 3. Zug: Treffpunkt 10 Uhr 15 Hauptbahnhof. Freiham—Planegg. Kosten 30 Pfg. Ilse Feuchtwanger. Alle 3 Züge: Nachmittagstour: Treffpunkt 1 Uhr 30 T. V. J. Dianastraße 46. Floriansmühle. Kosten 5 Pfg. Meta Moch. Dienstag, 23. November. Pflichtheimabend für die Skiläuferinnen. 8 Uhr Bayerstr. 67 (Chanukaharbeit, Papier, Bleistift und Gebäck bringen). Donnerstag, 25. November, Heimabend für alle drei Züge, 3—8 Uhr (Ohne Chanukaharbeit kein Zutritt). Zur Beachtung: Jedes Mädchen ist verpflichtet, für Chanukah mindestens eine Arbeit bis spätestens 26. November bei Ehrlich, Holbeinstraße 8, abzuliefern. Die beiden Heimabende sind Pflichtheimabende, können aber stundenweise besucht werden. Die Nachmittagstouren sind für die Wanderinnen bestimmt, die durch Religionsstunden oder Schulaufgaben an den Tageswanderungen nicht teilnehmen können. Buben: Sonntag, 21. November, Treffpunkt 8 Uhr 35 Hauptbahnhof. Deisenhofen—Sauerlach—Hohenbrunn. Kosten 80 Pfg. H. W. Treffpunkt 1 Uhr 30 Giesinger - Kirche. Perlacher Park — Unter-Haching. Kosten 5 Pfg. Montag, 22. November, 7 Uhr 15 Heimabend (Bayerstraße 67), für 2. und 3. Zug.

München. Wir machen auf den Aufruf des Hilfsvereins der deutschen Juden in dem Inseratenteil unserer heutigen Nummer aufmerksam.

München. Verein Bne-Jehuda. Samstag, 20. November, abends 9 Uhr, Hotel Reichshof: Jidische Lektüre. Sonntag, 21. November, nachmittags 3 Uhr, Hotel Reichshof: Ordentliche Jahresversammlung. Nur Mitglieder des Vereins haben Zutritt.

Berlin. Der Jungjüdische Bund Berlin nimmt junge Leute im Alter von 13 bis 18 Jahren als Mitglieder auf. Näheres durch Walter Tausk, Berlin, Michaelkirchstraße 30.

Geschäfts-Echo

Tierpark Hellabrunn. Von Dienstag, den 16. ds. ab wird der Garten an den Wochentagen um 6.15 Uhr, die Tierhäuser um 6 Uhr geschlossen, an den Sonn- und Feiertagen um 7 Uhr bezw. 7.15. Für die Gäste der Restauration ist nach Schluß des Gartens ein Ausgang nach dem gut beleuchteten Hochwasserdamm.

Druck und Verlag: B. Heller, Buchdruckerei, München, Herzog Maxstr. 4.
Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Max Mayer, München, Schwanthalerstr. 95; für den Anzeigenteil: H. W. Stöhr, München.